

Samstagsinterview

Dominic Nahr, Fotograf

«Mit gewissen Gerüchen in der Nase kommt das Grässliche zurück»

Nicht das Abdrücken sei das Härteste, sondern jeweils in den Wohlstand zurückzukehren, sagt Dominic Nahr über seine

Interview: Beat Metzler und Edgar Schuler

Einige Ihrer bekanntesten Bilder zeigen tote Menschen. Wann haben Sie Ihre erste Leiche fotografiert?

2006, glaube ich, bei einer Reportage auf Osttimor, es war ein erschossener Polizist. Ich habe lange mit der Familie gesprochen. Sie haben mich in die Leichenhalle gelassen, wo die Verwandten seinen Körper wuschen und ihm eine frische Uniform anzogen.

Hatten Sie keine Hemmungen?

Nein. Damals merkte ich, was ich will und gut kann: den Menschen nahe kommen, sie dazu bringen, dass sie mich in ihr Leben lassen. Dazu musst du dich selber offen geben, erzählen, Fragen stellen, sonst vertraut dir niemand. Einen Monat später durfte ich bei der Gedenkfeier eine Blume an den Ort legen, wo man den Polizisten erschossen hatte.

Fotografieren Sie auch tote Verwandte oder Bekannte?

Natürlich. Wenn ich Fremde tot abbilde, muss ich das auch in meinem Umfeld tun. Die Fotos meiner verstorbenen Grossmutter gehören bis heute zu meinen liebsten.

Auf einem Ihrer Fotos sieht man eine Leiche. Sie liegt Kopf voran in einer Flüssigkeit, in der sich der Himmel spiegelt. Was ist passiert?

Das war im Sudan, im Jahr 2012, ein Kollege und ich begleiteten einen Vorstoss der Armee. Es war ein Schlachtfeld, crazy. Soldaten brauchten unser Fahrzeug, um ihre Beute aufzuladen. An diesem Tag fotografierte ich Dutzende Tote, teilweise waren sie halb verbrannt. Gegen Abend kamen wir an dieser Ölanlage vorbei, wo die Gegner Deckung gesucht hatten. Öl spritzte herum, in einer Lache schwamm ein toter Soldat. Ich wusste sofort: Dieses Bild bringt den Konflikt auf den Punkt. Drei Tage später erschien es im «Time»-Magazin. Die restlichen Fotos habe ich nicht verschickt, die waren zu brutal.

Wie kann man sich in solch prekären Situationen darauf konzentrieren, ein gutes Bild zu machen?

Ich gerate in eine Art Trance. Bei meinen besten Bildern war ich auf Autopilot, bemerkte kaum, dass ich abdrückte, ich kann mich nicht einmal richtig daran erinnern. Das fühlt sich irgendwie rein an, so dumm das klingt. Sobald ich nachdenke, mache ich schlechte Fotos.

Ihre Bilder wirken komponiert, alles andere als spontan. Wie schaffen Sie das automatisch?

Ich bin sehr heikel, betrachte meine Fotos wie eine Theaterbühne, eine Komposition aus verschiedenen Ebenen. Und dramatisch sollen sie aussehen, mit viel Schwarz, starkem Licht. Dank der Erfahrung gelingt mir das instinktiv, ich spüre immer genau, wo ich stehe, was sich im Bild befindet. Seit kurzem fotografiere ich mit einer kleinen Kamera. Ich halte sie nicht vors Gesicht, sondern vor den Bauch, schaue nur selten aufs Display, drücke mit dem Daumen ab. Es gibt kein Klicken, man hört nichts.

Damit sich die Fotografierten weniger abgelenkt fühlen?

Nein. Für sie macht das keinen Unterschied, Kamera bleibt Kamera, ob gross oder klein. Es geht um mich, ich fühle mich wohler, wenn mein Gesicht frei bleibt, ich mit den Leuten reden kann.

Haben Sie keine Angst, wenn Sie sich in Gegenden aufhalten, wo Menschenleben wenig zählen?

Oh doch, sehr viel. Die Angst hält mich wach. Im Einsatz bin ich wie ein Sonar. Ich höre alles, sehe alles, merke, wenn jemand hinter mir steht, lese die Gesichter und Gesten der Menschen. Trotzdem bleiben Einsätze wie jener im Südsudan gefährlich. Ich denke dann an meine Mutter. Wenn mir etwas geschieht, ist sie ganz allein. Das macht mich fertig. Obwohl es manchmal nötig ist, will ich mich seltener solch heiklen Situationen aussetzen. Ich sehe mich ja auch nicht als Kriegsreporter.

Sondern?

Ich suche nicht den maximalen Effekt. Explosionen, Gewehre, Schlagzeilenbilder – das ist der falsche Weg, die Welt zu zeigen. Ich konzentriere mich auf verborgene Krisen, finde Menschen, die sonst nicht wahrgenommen werden.

“
Bei meinen besten Bildern war ich wie in Trance.

Zum Beispiel die verstrahlten und kranken Familien rund um Fukushima, die ich jedes Jahr besuche. Gerade bin ich aus dem Südsudan zurückgekommen, wo sich zwei Millionen Menschen auf der Flucht befinden, unter elendsten Bedingungen, frierend und hungrig.

Wollen Sie diesen Menschen mit Ihren Aufnahmen helfen?

Es ist schwierig, abzuschätzen, welche Wirkung Bilder haben. Im amerikanischen Kongress schwenkte ein Abgeordneter einmal eine Ausgabe der «New York Times». Ein Foto von mir war auf dem Cover, damit wies er auf das Elend in Somalia hin. Einen solchen direkten Impact erlebt man selten.

Warum machen Sie dann Bilder?

Um zu dokumentieren. Als Teenager stiess ich in einem Geschichtsbuch auf das Foto eines toten Menschen aus Nicaragua, im Bürgerkrieg war sein Körper halbiert worden. Dass der Fotograf diesen Moment aufbewahrt und gerettet hat, beeindruckte mich extrem. Jetzt will ich selber in die Geschichtsbücher kommen, Leute finden, von denen sonst keine Bilder entstehen. Auf einem Trip im Kongo kamen wir direkt nach einem Massaker in ein kleines Dorf. Wir fanden 17 Leichen, Kinder, ein Ehepaar, das sich noch die Hände hielt. Wenn wir die Szene nicht aufgenommen hätten, wüsste jetzt niemand davon. Das Abschlachten wäre praktisch nicht passiert. Das ist fucked up. Daher will ich alles fotografieren, auch mein Leben, meine Familie.

Kann man Not leidende Menschen fotografieren, ohne ihnen zu helfen?

Normalerweise gibt es Hilfswerke vor Ort, das Helfen ist deren Job. Ich fotografiere. Das ist nicht egoistisch. Viele Menschen freuen sich darüber, sie wollen nicht vergessen gehen. Im Südsudan funktionierte das allerdings weniger gut.

Warum?

Ärzte ohne Grenzen ist dort fast als einziges Hilfswerk tätig, seine Basis wurde schon drei Mal geplündert, es fehlt an allem. Bei einer Essensverteilung kam es zu Streitereien, Chaos brach aus. Ich



Foto: Reto Oeschger